

Studentenleben

1. Genf

Wenn ich diesem Kapitel eine Überschrift wie „Studienzeit“ oder „Lehrjahre“ geben wollte, so würde dies nicht ganz der Wahrheit entsprechen. Ich habe zwar von Anfang an nie völlig gefaulenzt und immer Kollegien gehört, wenn auch öfters geschwänzt, immer schließlich auch etwas Ernstes getrieben, aber dass ich in den ersten 3 Jahren der Studentenzeit wirklich eifrig und wissbegierig ernste Studien der Jurisprudenz gepflogen hätte, kann ich im allgemeinen nicht behaupten. Ich habe das Leben der Freiheit ausgiebig genossen, dabei auch viel Allotria getrieben, manches getan, was mein Vater sicher nicht gebilligt hätte, mich gegen manches aufgelehnt, was die ältere Generation für recht und gut hielt, und meine Sturm- und Drangzeit auch ohne besonders dringende Veranlassung ausgekostet. Daher also die oben gewählte Überschrift, die demgemäß auch nicht die ganze Studentenzeit im formellen Sinne umfassen soll.

Im Rate der Familiengötter ward beschlossen, dass ich mein erstes Semester, hauptsächlich zur Erlernung der französischen Sprache, in Genf verbringen sollte. Zur Vorbereitung nahm ich Privatunterricht in französischer Konversation bei einer Dame, die ein Holzbein und auch sonst keine persönlichen Reize hatte. Sie war in Aussehen und Benehmen ziemlich unappetitlich [und] verstand es, selbst ihre Muttersprache, sonst die Schwester der Grazien, zu vergrößern.

Im Herbst 1890 verließ ich dann zum ersten Male für längere Zeit das väterliche Haus: Gustav begleitete mich nach Genf, was für meinen Vater eine große Beruhigung war. Ich selbst hatte finstere Ahnungen, denn mein Bruder Adolf hatte mir erzählt, dass er bei Beginn der Universitätszeit von Gustav in feier-

licher Weise einer peinlichen Unterweisung über sexuelle Dinge unterzogen worden sei.

Die Reise war für mich gleichwohl eine große freudige Sensation: ich sah zum ersten Mal, wenn auch zunächst nur „von außen“ die Schweiz und war äußerst gespannt auf den Genfer See, von dem ich in letzter Zeit so viel gehört hatte. Wir hatten das Glück bei strahlend schönem Wetter aus dem Tunnel herauszufahren, nach dessen Absolvierung man auf der Strecke Bern-Lausanne zum ersten Mal den See sieht: dieser unvergessliche Anblick, den ich später an dieser Stelle noch so oft erlebt habe, entzückte mich natürlich aufs Höchste. (..)

An der Universität, die gegenüber der Oper lag, belegte ich alsbald juristische Vorlesungen, die damals noch ausschließlich in französischer Sprache gehalten wurden. Für meine Ausbildung als deutscher Jurist war, zumal für den Anfang, nicht viel Brauchbares dabei. Ich konnte auch noch zu wenig französisch, um wirklich auf den mir ganz fremden Gebieten etwas Besonderes zu profitieren. So ließ ich im Vorlesungsbesuch bald nach und befasste mich, wenn mein juristisches Gewissen zu schlagen begann, lieber mit den mir von Adolf warm empfohlenen Institutionen des römischen Rechts von *Rudolf Sohm*, in der Tat einem glänzend und anregend geschriebenen Buch, dessen Lektüre dem Anfänger einen Begriff von der Materie geben konnte, in die er eingeführt werden sollte. An der Universität selbst interessierte mich hauptsächlich das bunte Völkergemisch, das in Genf an der Universität zusammengeströmt war. Außer Schweizern und Deutschen waren namentlich viele Bulgaren, Russen, Serben und Griechen da; dann sah ich auch zum ersten Male Studentinnen, deren es bei uns noch wenige gab, während sie hier massenweise zu erblicken waren; namentlich Bulgarinnen waren in großer Zahl vorhanden, nicht immer durch Schönheit oder Sauberkeit sich auszeichnend.

2. Heidelberg

Das Sommersemester 1891 verbrachte ich in Heidelberg. Diese Stadt war damals noch ganz umwoben von dem poetischen Glanze, den ihr ihre idyllische Lage, das Heidelberger Schloss und das berühmte Studentenleben gaben und der erst kürzlich wieder durch die Scheffelschen Lieder¹¹ neu erstanden und der deutschen Welt in Erinnerung gebracht worden war. Fünf Jahre zuvor hatte die Universität das Jubiläum ihres 500jährigen Bestehens gefeiert, in allergrößtem Stile und wirklich unter Mitwirkung der ganzen Welt, aller gelehrten und

11 Gemeint ist der Verfasser vieler Studentenlieder, darunter „Gaudeamus“, Viktor von Scheffel (1826–1886).

bierfesten Männer, die jemals etwas mit der Ruperto-Carola zu tun gehabt hatten. Mein Bruder Adolf hatte zu dieser Zeit in Heidelberg studiert und erzählte begeistert von den Festen, von Kuno Fischers großer Rede¹² und allem, was die schon sonst so schöne Stadt ihren akademischen Bürgern in diesem ihrem 1000. Semester geboten hatte.

Der Traditionen von Alt-Heidelberg musste sich natürlich ein neuer Ankömmling, der etwas auf sich hielt, würdig zeigen, insbesondere in der Kunst des Trinkens, der Erlernung des „Komments“ und in allem, was damit zusammenhing. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und richtete mein Leben danach ein. Eine „Bude“ wurde bald auf dem Platz, auf dem damals die an sich nebensächliche Universität stand, gefunden und an gleich gesinnter Gesellschaft fehlte es auch nicht.

(...)

Das Kneiplokal, in dem die meisten dieser Studenten ein- oder zweimal pro Woche sich zu offiziellen Trinkgelagen zusammenfanden, lag in der Wirtschaft zum roten Ochsen und war, wenn ich mich nicht irre, von meinem Bruder Adolf für diesen Zweck empfohlen worden. Er muss uns auch einmal dort besucht und als würdiger „alter Herr“ den Ehrenvorsitz geführt haben. In diesem Lokal ging es nun zu wie damals bei allen solchen „Sitzungen“: es wurde ausschließlich Bier getrunken, und zwar unter genauer Beobachtung des studentischen Komments, mit Salamanderreiben zu Ehren irgend eines Ereignisses oder einer Person, mit Bierstrafen, die der Präses oder der Fuchsmajor (der Anführer der jüngsten Semester, der „Füchse“) verhängte, und den „Bierjungen“, die eine Art Duell darstellten: wer mit einem anderen eine Differenz hatte, brummte ihm einen Bierjungen auf, d. h. er forderte ihn zu einem Trinkwettbewerb heraus: wer das gefüllte Glas zuerst ausgetrunken und dann noch das Wort Bierjunge gebrüllt oder gelallt hatte, war der Sieger. Es gab auch doppelte und dreifache Bierjungen, bei deren Austragung sich die Zahl der Gläser verdoppelte oder verdreifachte. Wer wie ich im glücklichen Besitze eines unversehrten Magens war, konnte sich diese weder sehr geistreichen noch gesunden Scherze leisten; wer wie ich auch nach ihrer öfteren Absolvierung seinen gesunden Magen behielt, konnte von Glück sagen. Erfreulicherweise wurde das Trinken nicht selten unterbrochen durch Unterhaltung und das Ab-

12 Fischer war seit 1872 Professor für Philosophie in Heidelberg. Gemeint ist seine Ansprache zur „fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruprecht-Karls-Hochschule“ am 4. August 1886, abrufbar unter https://archive.org/details/bvb_gb_mT8BAAAAYAAJ, abgerufen am 18. September 2018.

singen von Studentenliedern, deren es ja eine große Zahl gab und die in dem unentbehrlichen Kommersbuch gesammelt waren. Damals waren gerade einige neue schöne Lieder erschienen, besonders die *filia hospitalis* (die preisgekrönte Dichtung eines Lehrers an der Frankfurter Elisabethenschule, der auch meine spätere Frau unterrichtet hat) und das Lied „Hundert Semester“ („Als ich schlummernd lag heut nacht...“). Im Kneiplokal stand ein Klavier und die Begleitung zu den Gesängen wurde meist von mir gespielt ...

(...)

Meine juristischen Studien habe ich in Heidelberg, wenn auch nicht in großem Umfange aufgenommen und vor allem Staatsrecht bei *Georg Meyer* und einige langweilige Vorlesungen über römische Rechtsgeschichte u. ä. gehört. Die Gelegenheit, auch in anderen Fakultäten von hörenswerten Dingen zu naschen, habe ich wenig genutzt.

(...)

3. Ein Jahr Straßburg

Im Herbst 1891 trat ich mein drittes Semester in Straßburg an. Die Stadt hatte ich vorher im Laufe des Sommers mit meinem Freund Alken in Augenschein genommen: sie gefiel uns, ebenso wie das Leben und die Universität und so ward der Beschluss der gemeinsamen Übersiedlung dorthin gefasst. Straßburg war erheblich größer und großstädtischer als Heidelberg, war durchaus keine Studentenstadt und hatte von dem französischen Charakter trotz der seit der Annexion verflossenen 20 Jahre¹³ noch viel bewahrt. Allerdings schienen die elsässischen Kreise von den deutschen ziemlich streng und sichtbar getrennt. Unter diesen prävalierte¹⁴ das norddeutsche Element, das besonders dem Beamtentum, den Offizierskreisen und der wohlhabenden Bürgerschaft seinen Stempel verlieh. Die Elsässer, sicher zahlenmäßig überwiegend, von den Deutschen verächtlich „Wackes“ genannt, unterschieden sich in Sprache und Sitten wesentlich von jenen. Die Sprache war der der benachbarten Schwabenvölker ähnlich, aber mit französischen Brocken seltsam durchmischt (das „chassez le guickle üs'm jardin!“ war durchaus keine Übertreibung); in den besseren Kreisen hörte man auch viel reines Französisch sprechen.

13 Straßburg gehörte nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 zum Deutschen Reich.

14 (überwog).

Das Stadtbild war ungemein reizvoll und eigenartig. Die Altstadt war beherrscht von dem herrlichen gotischen Bau des Münsters und bot mit ihren engen winkeligen Straßen ein pittoreskes Bild vergangener Kultur. Neuzeitlicher ging es am Kleberplatz und längs der Gewerbslauben zu, wo man eine ansehnliche Strecke lang unter gedeckten Steingewölben spazieren und in schönen Läden seine Einkäufe machen konnte, gegen jedes Unwetter geschützt wie der Zukunftsmensch in Bellamys Rückblick aus dem Jahre 2000,¹⁵ der überall auf den Straßen einen öffentlichen Regenschirm findet. In dieser behaglichen Gegend fanden sich auch die berühmten Gaststätten der alten Stadt: das „rote Hüs“ (ein Hotel mit erlesenen kulinarischen Genüssen), das Restaurant von Valentin (französisch auszusprechen, dort gab es Kaviar und Austern wie nirgends in Europa) und die Konditorei von Olivier, wo es Nusstörtchen gab, die man in Prosa gar nicht beschreiben kann. Ging man zum Fluss hinunter, so sah man die berühmten lingeuses, die vor versammeltem Publikum die Hemden und Betttücher der Bürger im Wasser des Staates reinigten, man sah die vielen kleinen Brücken bis hinauf zur Ochsenbrücke, wo das eigentliche Wackesviertel sich befand. Im Gegensatz zu all dem stand das Universitätsviertel, prächtig angelegt in neuzeitlichem Stile: die Alma Mater selbst auf großem freiem Platze stehend, ein imponierender Bau, auch innen reizvoll mit einem Lichthof ausgestattet, ein erfreulicher Aufenthalt. Weiter hinaus hatten sich schon anmutige Villenviertel gebildet, die allmählich die Stadt von allen Seiten umgaben.

Dem äußeren Glanz der Universität entsprach durchaus ihr wissenschaftlicher Hochstand, besonders auch in der juristischen Fakultät. Ihre Leuchte war *Laband*, damals der größte Staatsrechtler Deutschlands, ein überaus klarer Kopf, an dessen Büchern und Aufsätzen man die Wahrheit des Satzes erkennen konnte, dass derjenige, der das Schwerste vollkommen verstanden hat, es auch anderen mit einfachen und klaren Worten verständlich machen kann, wenigstens in den reinen Geisteswissenschaften. Labands großes Lehrbuch des Deutschen Staatsrechts gehörte zu jenen Büchern, die mit ihrer Kristallklarheit auch den Studenten zu reizen und zu fesseln vermochten und die Vorlesungen seines Verfassers (über Staatsrecht, Handels- und deutsches Privatrecht) waren nach Form und Inhalt klassisch. Laband war auch sehr witzig. Äußerlich war er sehr korpulent und sah eigentlich mehr wie ein Banquier als wie ein Gelehrter aus, er galt als sehr lebenslustig. Seine Gelage waren berühmt und seine Vorliebe für

15 Gemeint ist der 1890 auf Deutsch unter dem Titel „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887“ erschienene und seinerzeit viel gelesene utopische Roman des Journalisten und Sozialreformers Edward Bellamy (1850–1898).

schöne Frauen ebenfalls. Seine zarten Beziehungen zu der Gattin des Professors *Laqueur* gaben den Stoff zu dem Refrain eines Studentenliedes, der lautete:

Auf der Couseuse – bei der Laqueuse
Am Aband – saß Laband

Dann war *Lenel* in Straßburg, einer der größten Kenner des römischen Rechts, ein kleines Männchen aus einer Mannheimer jüdischen Familie, ebenso bescheiden und praktisch versiert wie hochgelehrt; sein Pandektenpraktikum war ungemein anregend. *Merkel*, der Strafrechtler, hatte einen herrlichen Kopf und war sehr bedeutend, aber sein Vortrag war ebenso wie sein Buch für die Studenten viel zu abstrakt und philosophisch.

(...)

Unser Kneiplokal, in dem wir wohl wöchentlich einmal zusammenkamen, war bei der „dicken Marie“, wie man die in der Altstadt gelegene Wirtschaft „zur Marie“ allgemein nannte. Dort war es auch, wo ich eines Nachts meine erste „Kontrahage“¹⁶ bekam: ich kam um 1 oder 2 Uhr morgens aus unserem Kneiplokal herunter und wollte die Kellnerin irgendetwas fragen; ein Student, der bei ihr stand, fühlte sich dadurch gekränkt und ein kleiner Wortwechsel führte zum Austausch der Karten, worauf am nächsten Tage ein Kartellträger bei mir erschien und mich im Auftrage des Herrn, den ich angeblich beleidigt hatte, zum Duell forderte. Nachdem ich den notwendigsten Fechtunterricht genommen, wurde die Schlägermensur in einem Wirtschaftslokal des nahen Schiltigheim ausgefochten. Ich hielt mich „männlich“, wurde aber mit einem „Temporalishieb“¹⁷ abgestochen. Bereits auf dem Fechtboden hatte ich mir die zweite Mensur zugezogen, weil sich ein anderer Fechter, der sich offenbar von meiner Tatenlosigkeit überzeugt hatte, von mir ungebührlich fixiert fühlte. Auch diese Mensur endete mit meiner Niederlage und diesmal gelang es dem Gegner mir einen „herrlichen“ Durchzieher auf die linke Backe zu applizieren, der durch einen noch nicht ganz fertigen Mediziner mangelhaft genäht wurde und daher bis an mein Lebensende sichtbar sein wird. Natürlich war ich entsprechend stolz auf meine neuen Ehrenzeichen, die doch in Wirklichkeit nur Zeichen meiner schlechten Fechttechnik waren; denn Mut gehört wirklich nicht dazu, in Binden und Bandagen still zu stehen, Blut zu verlieren und beim Nähen nicht zu schreien. (...)

16 Aufforderung zum Duell.

17 Musculus temporalis, ein Skelettmuskel, der zu den Kaumuskeln gehört.

Straßburg hatte zur damaligen Zeit ein recht gutes Theater und vor allem eine vorzügliche Oper. Hier habe ich zuerst Wagner näher kennen gelernt und Geschmack an ihm gefunden. Die erste Walküre-Aufführung, die ich hörte mit der reizenden Cilly Schön¹⁸ als Sieglinde, bleibt mir unvergesslich. Diese Sängerin, die ich nie kennen lernte, wurde kurze Zeit lang meine Traumliebe.

Auch die liebliche Umgebung der Stadt wurde nicht vernachlässigt, wenn ich auch die Vogesen mit ihren wunderbaren Wäldern erst im dritten Straßburger Semester näher kennen gelernt habe.

Das IV. Kapitel („Häusliche Veränderungen“) wurde nicht aufgenommen.

18 Laut Bühne und Welt Band 13 (1911), 459, die „ehemalige jugendlich-dramatische Sängerin des Straßburger und Düsseldorfer Theaters“, einer „durch schöne Stilmitel und eine stattliche Erscheinung ausgezeichneten, talentvollen Künstlerin, welche der Bühne seit Jahren leider gänzlich entsagt hat“.

Schaffen und Schauen

(...)

Meine juristischen Studien fingen allmählich an mich mehr zu interessieren; Laband und Lenel fesselten mich und die Gedankenarbeit, die der letztere in seinem Seminar forderte, schien mir reizvoll. Gegen Ende des Semesters tauchte auch der Gedanke an meine Zukunft auf, da an sich nach dem sechsten Semester das Referendarexamen in Preußen fällig war. Adolf, der um diese Zeit sein Assessorexamen gemacht hatte und der meine Studien stets mit Interesse verfolgte, warf die Frage auf, ob es denn zweckmäßig sei, dass ich – nachdem mein Vater nun doch seinen Wohnsitz in Frankfurt aufgab – in den preußischen Staatsdienst gehe (ich sollte wie mein Bruder nach dem Wunsche meines Vaters Richter werden); in Bayern seien zur Zeit die Chancen viel besser. So kam es zu dem Beschlusse, dass ich in München mein Examen machen und in Bayern bleiben sollte; da dort ein 4jähriges Studium erfordert wurde und mein Genfer Semester für meine Studien nicht zählte, so empfahl Adolf mir im 7. Semester mein Doktorexamen zu machen und nach 3semestrigem Studium in München mich dort der Referendarprüfung zu unterziehen. Ich war mit diesem Plan sehr einverstanden, um so mehr als er mir einen Sommeraufenthalt in Berlin ermöglichte, wo auch Neuberger sein nächstes Semester verbringen wollte. Das 7. Semester sollte dann in Leipzig der Doktorprüfung gewidmet sein.

Berlin war, wie Adolf mir schrieb, „immer gut“ und es war nützlich, wenigstens ein Semester lang eine Universität mit ganz großen Maßstäben kennen zu lernen. Meine eigenen Gedanken hierüber waren wesentlich andere. Ich wollte vor allem das Leben dort kennen lernen und ich träumte davon, dass dort

vielleicht die **Liebe** meiner wartete, nach der ich mich so sehr sehnte: einen Menschen finden – so fühlte ich damals – der mir und dem ich alles sein konnte.

(...)

So schloss denn das Straßburger Semester mit den Erwartungen eines neuen Lebens. Die höchsten Gefühle erleben und zugleich fähig zu sein ihnen in der Dichtung Ausdruck zu geben, sie durch die eigene Schöpfung wieder und wieder zu erleben, das schien mir das Ideal meiner nächsten Zukunft zu sein. Ich habe um diese Zeit einmal in Ermatingen – wohl im Winter, auf dem zugefrorenen Bodensee – ein kleines Gedicht gemacht, das mit den Versen begann:

*Die Sonne sank am Horizonte,
Ein Flammenmeer durchströmt die Luft,
Die Erde, die im Strahl sich sonnte,
Sie athmet noch den Glutenduft.*

Dann tauchte die Sehnsucht nach dem inneren Erleben auf und der letzte Vers lautete:

Vielleicht kann ich ein Dichter sein!

Für die Osterzeit 1893 hatte Gustav eine Reise der Erwachsenen von Breitenstein nach Neapel und Capri vorgeschlagen und sie alle – mein Vater, Gustav, Regina und Hedwig – waren bereits dort, als ein Telegramm an Ernst und mich eintraf, wir dürften und sollten auf ca. 14 Tage, insbesondere über die Osterfeiertage nach Capri kommen. Soviel ich mich erinnere, war ich noch in Straßburg, Ernst bereits in Breitenstein und selbstverständlich ließen wir uns die Einladung zu dieser unserer ersten italienischen Reise mit Freuden gefallen. Wir trafen uns irgendwo in der Schweiz und fuhren ohne Unterbrechung über Mailand, Florenz, Rom, Neapel nach Capri.

Unser Einzug in Italien war nicht gerade romantisch: Als Ernst mich bei der ersten Station, da ich gerade hinausschaute, nach dem Namen frug, gab ich ihm zur Antwort: Cessi. Das war aber nur die Bezeichnung für gewisse verschwiegene Örtchen, die sich auf jeder Eisenbahnstation befinden. Meine italienischen Sprachkenntnisse scheinen daher noch nicht hervorragend gewesen zu sein, obwohl ich mit Neuberger, Fuld etc. in Straßburg einige Stunden genommen hatte. Bei einer Reise durch ganz Italien ohne Aufenthalt in den Städten, ohne Zeit und Gelegenheit zur Betrachtung der Kunstwerke kann man natürlich von diesem Lande überhaupt kaum einen schwachen Begriff bekommen. Die oberitalienische Landschaft mit ihren zahllosen Olivenbäumen, die dem Ganzen

einen grauen Anstrich geben, ist für den mit der Eisenbahn Durchreisenden enttäuschend; den ersten überwältigenden Eindruck hatten wir, als wir schon fast am Ziele waren: in Neapel; aber ich müsste lügen, wenn ich sagen wollte, dass ich mich heute noch an Einzelheiten unserer Ankunft besinnen könnte. In Capri wohnten wir in dem damals sehr beliebten und ganz von Deutschen okkupierten Hotel Pagano, wo unsere Familie bereits Anschluss gefunden hatte, besonders in der Person des Bonner Juristen und Dichters *Prof. Ernst Zitelmann* (des Veters von *Konrad Telmann*), der in Capri seine Ferien verbrachte und kraft seiner faszinierenden Persönlichkeit den Mittelpunkt der Hotelgesellschaft zu bilden schien. Die Erinnerungen, die ich an diese Person habe, konzentrieren sich denn auch im wesentlichen um seine Person: auch was ich selbst sah an Schönerm und Neuartigem auf der wundervollen Insel, wurde mir gewissermaßen durch seine Vermittlung präsentiert, durch seine Gespräche, seine (z.T. gerade entstandenen) Dichtungen und das Feuer, das bei allen seinen Lebensäußerungen von ihm auszugehen schien. Wir waren zusammen in Anacapri, haben eine stürmisch Segelfahrt nach Ischia gemacht und streiften oft unten an den Faraglioni herum oder lagerten uns in ihrer Nähe am Strande. Zitelmann arbeitete damals gerade an einer Sammlung lyrischer Gedichte, die dann unter dem Titel „memento vivere“ erschienen;¹⁹ er rezitierte mir einige davon und ich war durch ihre Schönheit tief beeindruckt. Das war wirkliche Poesie, formvollendeter Ausdruck von Empfindungen und Gedanken, geeignet sie auf den empfänglichen Leser zu übertragen. Der Grundton seiner neuen Dichtungen war die Freude am Leben, der Lebensgenuss im höchsten und edelsten Sinne.

Zitelmann selbst war ein großer schöngewachsener Mann mit klugem Kopf und langem blonden Vollbart, klarer helltönender Stimme und äußerst gewinnenden Wesen. Er hatte als Jurist schon damals einen glänzenden Namen, seine zivilrechtlichen Schriften waren ersten Ranges und bald darauf ist er durch sein großes Werk über das Internationale Privatrecht²⁰ weltberühmt geworden. Aber seine Liebe galt doch in erster Linie der Kunst und an seinen Gedichten hing er fast mehr als an seinen juristischen Schöpfungen. Dass er von den Frauen umschwärmt war, halte ich für selbstverständlich; in Capri galt seine Aufmerksamkeit hauptsächlich einer allerdings besonders reizenden Amerikanerin; naiv wie ein Kind sprach er – obwohl jedermann wusste, dass er Frau und Kinder zuhause hatte – sein Entzücken über die Amerikanerin offen aus.

19 Memento vivere, eine Dichtung, Stuttgart 1900.

20 Internationales Privatrecht, 2 Bände, 1897-1912.